

brand eins Online

A Tempo – Das Lebensmagazin

Montag, 21. Juni 2004

Konzepte für Deutschland VI: Selbstvertrauen als Voraussetzung

Für Gabriele Fischer, Chefredakteurin des Wirtschaftsmagazins brand eins, stellt sich nicht nur beim Redaktionsschluss der jeweiligen Ausgabe die Frage nach dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Befinden unseres Landes. Vielmehr erlebt sie die Notwendigkeit, in unserer Zeit des Umbruchs, wirklich alles neu zu erfragen. Und wenn die Institutionen oder Unternehmen sich nicht genug auf die neuen Aufgaben einstellen können, vertrauen sie auf die Ideen Einzelner.

Interview mit Ralf Lilienthal

Ralf Lilienthal: Sie sind die Gründerin und Chefredakteurin eines Wirtschaftsmagazins – wie sind Gabriele Fischer und das Thema Wirtschaft zusammengekommen?

Gabriele Fischer: Zur Wirtschaft kam ich eher aus Zufall. Ich habe Politik und Soziologie studiert, war danach auf einer Journalistenschule und ging dann für fünf Jahre in die Provinz. Beim Manager Magazin habe ich mich anfangs nur aus Neugier beworben: Ich sah eine fremde und damit faszinierende Welt, in der es viel zu lernen gab. Aber es zeigte sich schnell, dass gerade im Wirtschaftsjournalismus eine Menge Fragen bisher überhaupt nicht gestellt worden waren – für einen Journalisten war das ein großartiges Feld! So bin ich beim Wirtschaftsjournalismus geblieben. Und als sich dann Mitte der 90er Jahre andeutete, dass mit dem Schlagwort «Wissengesellschaft» eine massive Veränderung bezeichnet wurde, war mir klar, dass die Wirtschaft einer der Dreh- und Angelpunkte dieser Veränderung sein würde. Denn die Wirtschaft unterliegt den Gesetzen des Marktes und kann sich nicht so lange gegen Veränderungen sperren wie etwa die Politik.

RL: Wenn man, wie a tempo in diesem Jahr, nach den «Konzepten für Deutschland» fragt, nimmt man zwangsläufig auch den Status Quo in den Blick. Wo steht die deutsche Wirtschaft heute?

GF: Wir haben lange und intensive Jahre der Industriegesellschaft erlebt. In dieser Zeit waren die Lebensrisiken – Alter, Krankheit, Arbeitslosigkeit – an öffentliche Institutionen delegiert. Und das, was für den Einzelnen unterm Strich blieb, war frei für den Konsum. Gleichzeitig gab es eine Industrie, die dafür sorgte, dass man immer mehr haben konnte und das immer schneller, für immer weniger Geld. Diesen Job hat die Industriegesellschaft nahezu perfekt gemacht – und damit die Voraussetzungen geschaffen, für eine neue Zeit, in der die Konsumbedürfnisse für wenig Geld zu befriedigen sind und Gesundheit, Bildung, Unterhaltung die neuen Wirtschaftsgüter

werden. Früher einmal galt das als die wahre, die schöne Utopie: dass Maschinen die schwere Arbeit erledigen und sich der Mensch um das kümmern kann, was wirklich wichtig ist: Gesundheit, Bildung, Wohlbefinden, Unterhaltung, Nächstenliebe ... Auf diesem Weg sind wir weit gekommen. Wenige Fabriken können heute den Bedarf ganzer Landstriche decken. Einer der größten Irrtümer der Wendezeit 1989 war ja, dass viele glaubten, für die neuen Märkte im Osten brauche man auch neue Fabriken. Nur: Für 17 Millionen Menschen muss man keine neue Fabrik aufbauen, für 17 Millionen Menschen baut man einfach eine Produktionslinie mehr in die bestehende Fabrik ein und kann liefern, was die ostdeutschen Länder brauchen. Also, alles in allem ist das Ende der Industriegesellschaft eine fast zwangsläufige Entwicklung und eigentlich eine, bei der man nicht unaufhörlich in Tränen ausbrechen müsste. Es ist eine Zeit des Umbruchs, die wir jetzt erleben, und viele spüren: So ein Umbruch ist nicht lustig. Das war er nie, auch nicht, als die Agrar- durch die Industriegesellschaft abgelöst wurde. Und es wird nicht leichter, wenn jeder versucht, alles Erreichte einzupacken und mitzunehmen. **Eigentlich müssten wir auf «reset» stellen und alles, wirklich alles neu erfragen:** Wenn Arbeit nicht mehr die Last des Lebens ist, wie stellst du sie dir denn dann vor? Wenn Geld verdienen nur ein Teil des Lebens ist, aber nicht mehr der einzige Sinn und Zweck, wie wird das Leben dann sein? All das müssten wir neu diskutieren und aushalten, dass es in einer solchen Übergangszeit unendlich viel mehr Fragen als Antworten gibt.

RL: Eine der brennendsten dieser Fragen betrifft die Solidargemeinschaft, also die von Ihnen genannten Lebensrisiken. Wo müssen wir hier nach den Antworten suchen?

GF: Das ist ein heikles und schwieriges Thema. Beispielsweise hat sich mittlerweile fast eine Art von ideologischem Grabenkrieg herausgebildet zwischen der «Bürgerversicherung» und der sogenannten «Kopfpauschale» – aber es geht nicht um Ideologie. Es geht um die Einsicht, dass die alten Systeme nicht mehr halten, dass wir eine neue Form der Grundsicherung brauchen und dass nicht jeder alles hat und haben kann – wobei es schon früher ein Unterschied war, ob du Kassenpatient bist, oder privat versichert. Zurück zum Grabenkrieg: **Mir ist jede Regelung nicht recht, die nichts am System ändert.** Und so manches Bürgerversicherungs-Konzept ist nichts weiter als der Versuch, alles irgendwie doch so zu lassen wie es ist – und das wird nicht gut gehen.

RL: Sie sprechen damit die Spannung zwischen dem Gleichheits- und dem Individualprinzip an, die auch in der Frage der Entlohnung zu widerstreitenden Positionen führt. Sollte der, der wirtschaftlich mehr leistet, ganz gleich ob aus Befähigung oder bewusstem Engagement, nicht auch mehr verdienen?

GF: Ja. Es gibt unterschiedliche Leistungen, die unterschiedlich entlohnt werden. Dahinter steht zum Teil der Markt, zum Teil gesellschaftliche Vereinbarung. Jemand der sich entschieden hat, lieber ein großartiger Vater zu sein als ein großartiger Abteilungsleiter, der ist genauso wertvoll – aber vielleicht verdient er weniger Geld. Vielleicht auch nicht, wenn er sein Wissen verkauft und dafür in kürzerer Zeit mehr verdient als der Abteilungsleiter.

RL: Bleiben wir beim Thema Geld. Kredite an Menschen mit guten,

zukunftssträchtigen Wirtschaftsideen sind Risikokredite und damit auch an die Einsicht und das Zutrauen der Banker gebunden. Vor dem Hintergrund der «Basel 2»-Beschlüsse keine ermutigende Perspektive?

GF: Schon das Wort «Zutrauen» ist im Zusammenhang mit einem Banker eher Ironie. **Das Einzige, was ich kenne, ist grundsätzliches Misstrauen gegenüber jedem, der Geld ausgibt.** Das Schwierigste an diesem Thema ist, dass die meisten Menschen, die Kapital haben, auch Angst haben, es zu verlieren. Von wegen: «Lasst uns doch mal etwas riskieren!» Wir haben die «New Economy» erlebt: Plötzlich war es schick, Risikokapital zu investieren. Aber nur deshalb, weil es nur Gewinner zu geben schien. Ich bin bis heute der Überzeugung, dass die «New Economy» auch deshalb so harsch zusammenbrach, weil ein neues Unternehmensprinzip mit dem alten Prinzip: «Geld, immer mehr Geld» zusammengestoßen ist. Ich rede jetzt von der ersten Generation der «New Economy Unternehmer», nicht von der späteren Gründerwelle, in der so einige nur darauf hofften, ganz schnell reich zu werden. In der ersten Runde gab es eine Menge Menschen, die getrieben wurden von dem Wunsch, andere Firmen aufzubauen als ihre Väter. Unternehmen, in denen es andere Ideen gab und andere Ziele verfolgt wurden. Aber Geld für diesen Traum bekamen sie nur, wenn sie sich auf die Regeln des alten Systems einließen: ganz schnell wachsen, groß und international werden. Und dann kam der Crash.

RL: Sehen Sie irgendwo Ansätze für eine Gegenbewegung?

GF: Im kleinen Stil existiert sie durchaus. Es gibt immer wieder Menschen, die bereit sind etwas zu riskieren. Was wir nach den Erfahrungen der «New Economy» noch nicht haben, ist ein neuer Markt für den Tausch von Ideen und Geld, auf dem nicht erwartet wird, dass sich das eingesetzte Kapital in zwei Jahren vervierfacht. **Weil sich aber die Banken immer zugeknöpfter zeigen, werden sich neue Institutionen entwickeln.** In Lübeck zum Beispiel gibt es einen Zusammenschluss von Mittelständlern, die jeweils 100 000 Euro in einen Fond einzahlen, der kleinere Unternehmen unterstützt, die in Schwierigkeiten gekommen sind. Das Projekt ist mittlerweile so erfolgreich, dass Banken mit dem Mittelständler-Fonds zusammenarbeiten, weil Unternehmer offensichtlich Unternehmer besser einschätzen können. Insgesamt gilt aber: Es geht etwas zu Ende, während das, was anfängt noch sehr diffus ist. Und ganz gleich ob man 1000 Euro auf dem Sparbuch hat, oder 100 Millionen – aus Angst vor dem, was kommt, halten die meisten ihr Geld beisammen. Man muss eine neue Art von Zutrauen und Vertrauen wecken, um das Geld auch wieder fließen zu lassen.

RL: Wie weckt man dieses Zutrauen? brand eins widmet ja einen großen Teil seiner Arbeit genau dieser Frage.

GF: Man kennt das ja, wenn in einer Beziehung Probleme auftauchen: **Das Einzige, was du verändern kannst, bist du selbst.** Die meisten Veränderungen werden durch Einzelinitiativen angestoßen, durch Individuen, die sich zusammenschließen. Und dadurch, dass andere davon erfahren. Wir suchen nach überzeugenden Beispielen für Veränderung – nur einfach Optimismus ist langweilig. Und es ist ja nicht so, dass wir bei brand eins nicht auch sähen und beschrieben, was schief läuft.

RL: Wie bereitet sich das Individuum auf die notwendigen Veränderungen vor? Wie bereiten wir durch Erziehung, Schule und Ausbildung unsere Kinder darauf vor?

GF: Das Wichtigste für mich ist: Selbstvertrauen zu wecken und das Gefühl, dass ich etwas probieren darf, auch wenn es schief geht. Und das Zweite, was ich ganz wichtig finde, ist, den Spaß am Lernen zu erhalten. Kinder sind zutiefst neugierig und wollen gern wissen – immer mehr, immer Neues. Gerade beim Thema Bildung habe ich das Gefühl: **Wir haben noch nicht einmal alle Fragen und schon gar nicht die Antworten.** Aber wir tun so, als gebe es ein System, das alle Bildungs- und Ausbildungsfragen eindeutig regelt. Dabei weiß jeder, dass es sehr unterschiedliche Wege durchs Leben gibt. Mir wäre unterm Strich ein Bildungssystem am liebsten, das immer wieder die Möglichkeit des Einstiegs eröffnet. Es gibt so unendlich viele Möglichkeiten, sich in irgendeiner Form weiter zu entwickeln und weiter zu bilden – es kann nicht nur zählen, was man schwarz auf weiß besitzt. Nehmen wir das Internet – das war eines der aufregendsten Bildungsexperimente überhaupt, bei dem die institutionalisierte Bildung nahezu gar keine Rolle spielte.

RL: Wenn man Ihnen zuhört oder auch brand eins liest, entsteht unwillkürlich so etwas wie ein Gefühl «begründeter Hoffnung» auf eine andere, noch nicht ganz sichtbare, aber vielleicht am Ende doch vernünftig eingerichtete Welt. Was wird mit denen, die sich in der Zeit des «Bruchs» und Übergangs nicht neu orientieren können?

GF: Es wird immer Menschen geben, die vom Wandel überfordert sind, die nicht oder noch nicht mitkommen – und da hat die Gesellschaft eine Verantwortung. Ich bin aber auch davon überzeugt, dass viele, von denen wir glauben, dass sie es nicht schaffen, auch deshalb Schwierigkeiten haben, weil wir so vieles noch gar nicht versucht haben. Es gibt eine Menge Möglichkeiten. Eines meiner Lieblingsbeispiele ist das «Neue Arbeit»-Projekt von Fritjof Bergmann. Bergmann ist Philosophieprofessor in Amerika, ein Österreicher, der, als Detroit vor der großen Entlassungswelle stand, dorthin gefahren ist und gesagt hat: «Könnt ihr die Entlassungen noch ein halbes Jahr verschieben und bis dahin Teilzeit arbeiten? Ich möchte mit den Leuten darüber reden, was sie nach ihrer Entlassung machen könnten.» Die Detroit Autokonzerne haben sich darauf eingelassen, weil ihnen sonst die ganze Stadt um die Ohren geflogen wäre. Und dann haben er und seine Studenten mit den Leuten darüber geredet, **«was sie wirklich, wirklich wollen».** Eine meiner Lieblingsgeschichten war die von einem ungelerten Arbeiter, der einfach nur da saß, wortlos. Es fiel ihm einfach nichts ein. Doch irgendwann, nach der dritten Runde, erzählte er, dass er jeden Abend Kung-Fu mache. Das mache er gern. Am Ende hat er Kung-Fu-Kurse für ältere Leute angeboten und sich eine kleine Existenz aufgebaut. Nein: **Keiner kommt auf die Welt und will blöd bleiben.** Wir wissen noch gar nicht, wer alles mitkommen will und kann.

RL: Ein Schlusswort, das uns verängstigte Zeitgenossen ermutigen kann?

GF: Manchmal habe ich das Gefühl: Viele Menschen können ohne Bedrohung nicht leben. Ein Leben ohne Bedrohung scheint etwas ganz Grauen erregendes zu sein. Doch es hat wenig Sinn, Angst vor der Zukunft zu haben: Sie kommt sowieso.

-----Was ist «brand eins»? Ein Wirtschaftsmagazin mit einer wechselvollen

Geschichte: Das Vorgänger-Magazin wurde unter dem Namen «Econy» zunächst vom Manager-Magazin Verlag gegründet und, viel gerühmt, bereits im Juli 1998 wieder eingestellt. Chefredakteurin Gabriele Fischer und ihr Redaktionsteam führten das Projekt unter verschiedenen Organisationsformen weiter – bis es im Juli 1999 keine andere Möglichkeit mehr gab, als sich von «Econy» und dem damaligen Verlagspartner zu trennen. Doch zwei Monate später brachte die Redaktion mit neuen Partnern brand eins auf den Markt. Ein Wirtschaftsmagazin zum «Nach-, Mit- und Vordenken», das in jeder Ausgabe die engen Grenzen reiner Wirtschaftslektüre sprengt, indem «Wirtschaft mit Kultur und Gesellschaft gekreuzt» wird. Ein Wirtschaftsmagazin, das eine Augen- und Gedankenweide ist und jedes Mal Lust auf mehr macht!